Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 3 (1919)
Heft: 10-11

Buchbesprechung: Schweizerisches Idiotikon : Heft 85
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ein Chrämli auszuteilen, das unser ebenfalls aus Gesundheitsrücksichten ferngebliebener Herr Garraux den fleißigen Arbeitern Blocher, von Greyerz, Dr. Stickelberger und Dr. Steiger geschickt hatte: die hübsche Gottfried Keller-Denkmünze von Hans Frei. Nach gemütlichem Plauderstündchen löste sich die Gesellschaft ganz allmählich auf. Es war eine schöne Tagung.

Zum Fall Tappolet.

Unsere Mitglieder haben vielleicht bemerkt, daß Herr Prof. Dr. Tappolet in Basel uns in einem längern Aufsatz in „Wissen und Leben" (1. und 15. August '19) angegriffen und die „Neue Schweizer Zeitung" ihn geschäftig unterstützt hat. Wir kommen darauf ausführlicher zurück in der nächsten Rundschau und berichten vorläufig nur, daß der Herausgeber von „Wissen und Leben" in gastfreundlicher Weise in das Oktoberheft eine sachliche Erwiderung unseres Mitgliedes Prof. Oettli aufgenommen hat, sowie eine kurze persönliche Entgegnung des wider Herrn Tappolets besseres Wissen angegriffenen Schriftführers.

Schwierige Proporzwörter.

Lieber Mitbürger!

Etwas, was dir beim sog. Proporz am Anfang Mißtrauen eingeflößt hat, sind die schwierigen Wörter, die damit verbunden sind, besonders: kumulieren und panaschieren. Solche Wörter zu lernen ist besonders dann schwierig, wenn man auch die Sache noch nicht recht versteht, aber auch dann kann man sie noch leicht vergessen oder verwechseln. Wir wollen sehen, ob wir uns das Ding nicht ein wenig erklären können.

Das Wort kumulieren kommt aus dem Lateinischen und heißt dort: häufeln, anhäufen. Von demselben Wort kommt auch: Akkumulator (Ak = ad bedeutet: zu, an), das ist eine Einrichtung, wo elektrische Kraft gesammelt, angehäuft oder eben akkumuliert wird. Bei unserm Wahlverfahren nennt man es nun kumulieren, wenn man denselben Namen zweimal schreibt, also zwei Stimmen auf denselben Namen „häuft". Nun geben zwar zwei Stimmen noch keinen großen Haufen, der Ausdruck ist eigentlich unpassend und nur möglich, weil man ihn nicht versteht; er stammt eben aus andern, ältern Verhältniswahlverfahren, wo man alle Stimmen auf einen Namen vereinigen konnte, wo man auf einen Stimmzettel z. B. 12 Mal denselben Namen schreiben durfte; das war dann schon ein richtiges Anhäufen. Beim eidgenössischen Verfahren ist das nicht gestattet, man darf einen Namen höchstens zweimal setzen; für uns wäre also der Ausdruck wiederholen oder repetieren besser, und am besten: doppeln. Ein kumulierter Kandidat ist also ein Akkumulator von Stimmen, wenn auch nur von zweien. Man kumuliert gewisse Kandidaten der eigenen Liste, weil man weiß, daß ja doch nicht alle gewählt werden, und die Wahl des einen stärker wünscht als die des andern.

Das Wort panaschieren kommt aus dem Französischen und heißt dort so viel wie: mischen (ein Panasch ist ein aus bunten Federn gemischter Strauß, ein bunter Federbusch). Im Deutschen haben wir zufällig ein ganz ähnliches Wort, das auch mischen heißt, nämlich: pantschen; zum Beispiel werden Wein und Milch mit Wasser gepantscht. Bei unserm Wahlverfahren nun nennt man es panaschieren oder sagen wir: pantschen, wenn einer zum Beispiel die demokratische Liste nimmt und Namen von der freisinnigen Liste darauf setzt oder umgekehrt, indem er eine leere Zeile ausfüllt oder an Stelle eines andern Namens, den man einfach durchstreicht. Das macht man etwa, wenn man zu keiner Partei gehört oder wenn man zwar selber zu einer bestimmten Partei gehört, aber doch auch diesem oder jenem Mann von einer andern Partei stimmen möchte, weil er einem sonst gut gefällt. Man hört das Wort seltener, weil die Parteileitungen, die doch die Wahlen machen, dieses Pantschen ihren Mitgliedern natürlich nicht empfehlen können.

Daß Proporz ein scheußliches und Majorz ein noch scheußlicheres Wort ist, muß man zugeben, eine gewisse sprachbildende Kraft steckt aber auch in ihnen.*)

Bücherschau.

Schweizerisches Idiotikon. Heft 85. (Huber, Frauenfeld.)

Wir durchblättern das Heft und stecken da oder dort die Nase hinein, man findet ja immer etwas, das man nicht wußte und das einen freut oder belustigt. — Wulcheschürger heißt im Baselland ein hochgewachsener Mensch (anderswo Wolkenschieber) oder ein Hochmutsnarr; denn schürge, schürgge, schurgge heißt da und dort noch so viel wie schieben, Schurggeli ist in Engelberg ein verschupftes Kind, ein Aschenbrödel, Schürgi im Aargau ein Mensch mit langsamem, schleppendem Gang. Das Wort Schurgg für Schurke dagegen ist nicht bodenständig, sondern aus der Schriftsprache herübergekommen. In einem Zürcher Inventar von 1789 stehen verzeichnet: Seiben (7!) museline Scharliduß-Halstücher; diese Modegegenstände heißen so nach der französischen Namensform des Schwedenkönigs Karls XII. Ebenfalls ein Kleidungsstück bezeichnet heute noch im Emmental, im Luzerner Gäu und an einigen andern Orten das früher weit verbreitete Wort Schürlez (oder -laz oder -liz), nämlich einen Mantel oder Ueberrock für Männer oder Frauen; die Bedeutung ging dann auch über auf den Stoff, aus dem man die Stücke herstellte: leinenes Doppeltuch (Nidwalden), grobes Leinen (Luzern). In Basel entwickelte sich im 14. Jahrhundert schon eine blühende Schürlitz-Industrie, und 1508 beschloß der Rat: Da unsere Weber schon lange Zeit viel besseren Vogel-Schürlitz (mehrfarbigen, mit Vogel- und andern Tierornamenten) machen als alle anderen Städte, so soll auf ihre Tuche fortan statt des B (= Biberach) ein schwarzer Baselstab gemalt werden; auch Bern führte damals diesen Stoff in namhafter Menge auf der Aare aus. In einer Berner Verordnung von 1467 wird der Verkauf auf den Wochen- und Jahrmärkten der Landschaft verboten und der Stadt Bern und ihren „flossen und stetten" vorbehalten. Der Stoff war auch beliebt als obrigkeitliches Geschenk, besonders als Schützengabe und hieß daher geradezu Schieß-Schürlez oder Schießtuch. Jeder der 22 Schützenkreise des Zürichbiets erhielt um 1500 von der Obrigkeit alljährlich 3 Stück zu 5 Pfund Schürlitz. In Horgen sollte an jedem Sonn- und Feiertag vom April bis Oktober um 4 Ellen Schürlitz geschossen werden (fast möchte man heute die Rückkehr dieses Gebrauches wünschen!). Das Wort selbst stammt aus der lateinischen Kirchensprache, wo superpellicium, volkstümlich superlicium und surlicium das Chorhemd bezeichnete.

Vom Schützen-Schürlitz lassen wir uns zum Worte schieße führen, das natürlich mit seinen Kindern und

*) Dieser Beitrag wurde einigen Zeitungen zugestellt mit der Bitte um Abdruck unter Quellenangabe. Da dies natürlich noch vor den Nationalratswahlen geschehen mußte, haben ihn einige Leser vielleicht schon irgendwo gesehen.

Vettern im Lande Wilhelm Tells einen breiten Raum einnimmt. Zunächst heißt es freilich nur: sich schnell bewegen, häufig mit dem Nebensinn der Unachtsamkeit, daher auch Schutzgatter, Schutzgret, und die Redensart: mit de Tür is Hus ine schieße; bei Gotthelf kommt einmal eine Bäuerin „daher geschossen wie eine entronnene Wasserbütte". Sternschnuppen sind schießende Sterne. Von einer bösen Zürcherin berichtet ihr Mann (1602), sie habe ihm „zu essen und drinken gegäben, daß .... es, mit Gunst zu melden, alles wieder von mir geschossen." Beim Empfang eines Briefes vom fernen Sohne mußte das Müetti die Augen fest zudrücken, daß ihm „'s Wasser nit drüberuse g'schossen isch" (Reinhart). Beim Anblick des Liebsten ist es einem Mädchen „heiß dür e Magen uf g'schosse" (Tavel). Die Männer sollten alles „la gheien u lige, we de Wibere Oeppis dur e Gring schießt" (Gotthelf). Aehnlich bei Eschmann: „Was da jedem überhölzlete Modenar in'n Näggel schüßt, meined die Pensionsdämli müesed's ä gschwind go naemache." Dann heißt schieße aber vor allem: in diese schnelle Bewegung versetzen, also werfen, schleudern. Als ein Ruedi sein Trineli küssen wollte, wehrte sich dieses und „het de Ruedi dänne gschosse" (Gfeller). Nach der Pest von 1629 behauptet einer: „Das ist unchristenlich, daß man die Todten an etlichen Orten in das Wasser schüßt .... wie das unvernünftig Vich." Ein großes Stück schweizerischer Staats- und Kulturgeschichte liegt dann natürlich in der Geschichte des Wortes, wenn es bedeutet: ein Geschoß werfen, besonders mit Feuerwaffen. 1544 wird in Schaffhausen dem Scharfrichter gnädigst erlaubt, wenn er „mit den Büchsenschützen schüßen will, daß er das wohl tun mag"; 1572 muß dagegen der Zürcher Rat einem Bürger ausdrücklich verbieten: an einem andern Tage als dem Sonntag zu schießen, „inn der wuchen" soll er „sines gwärbs acht haben". Bezeichnend ist die weite Verbreitung der Redensart „de letzt het no nid g'schosse" für: es ist noch nicht aller Tage Abend. Eine Basler Armbrustschützenordnung von 1466 bestimmt, es dürfe nur mit eigenem „Schießgezüg" teilnehmen, wer „um die Hosen schießen will, so die rete (Räte) alle jare den schützen schengkend". — Auch in dem unterdessen erschienenen 86. Heft hallt's und knallt's noch unaufhörlich, für den Freund der vaterländischen Sprache und der vaterländischen Schießkunst ein wahres Fest, ein sprachliches Schützenfest, — das nächstemal mehr davon!

Allerlei.

Wiederkehr der Fremdwörter? Am 21. Wintermonat 1918 las man in der Wiener „Reichspost" ohne irgend einen Zusatz: „Weiters bemerkt man Schritt für Schritt, daß die Wenigen, die noch ihr Robes und Modes, ihr en gros und en détail schon seit vier Jahren schamhaft verdeckt hielten, nunmehr die drüber geklebten Papierstreifen entfernt haben und sich der Fremdwörter auf ihren Geschäftstafeln wieder ungestört freuen." Wir können daraus lernen, — wer's nicht schon wußte, — wie wenig Wert die gewaltsame Beseitigung von Fremdwörtern hat, wie auf diesem Gebiete wirklicher Erfolg nur dem beschieden ist, der auf die Ueberzeugung zu wirken versteht, und wie sehr recht der Allgemeine Deutsche Sprachverein daran tat, die Sprachreinigung niemals als eine Sache der Polizei und des äußern Druckes zu behandeln. (Wenigstens bis zum Kriegsausbruch hat er immer so gehandelt.)

Immerhin erwehrt man sich nur schwer eines unbehaglichen Gefühls, wenn man sieht, daß ein Blatt von der Bedeutung der „Frankfurter Zeitung" (Morgenblatt vom 15. Christmonat letzthin) unter dem Titel „Philologie auf Kriegspfaden" einen Aufsatz bringt, der zwar zunächst gegen den zum Teil gewiß ungesunden Entwelschungsrummel der Kriegszeit gerichtet scheint und „die Sprachreinigung im Prinzip eher loben als tadeln" will, aber dann doch ganz einfach die Sprachreinigung angreift, den Grundsatz des Sprachvereins „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann" ziemlich unfein beiseite schiebt und z. B. Sätze schreibt wie diesen: „Von scheinbar wissenschaftlichen Puristenführern wird das Publikum düpiert." Das steht in der „Frankfurter Zeitung", in der früher der geschickte Professor Sprengel so warm für die Sprachvereinssache eingetreten ist! Man fragt sich: leiten diese Leute aus ihrem Sieg über den deutschen Machtstaat das Recht ab, auch der deutschen Sprache fremde Waffenstillstandsbedingungen aufzuerlegen? War die deutsche Sprachbewegung nur gerade so lange gut als „Preußen in Deutschland voran, Deutschland in der Welt voran" galt? Und hätte es nicht wenigstens besser ausgesehen, wenn man mit der Schwenkung noch einige Monate länger gewartet hätte? Bl.

Pogrom: das ist ein russisches Wort. Es stammt ab von grom = Donner. Gromit heißt zerstören, zertrümmern, aufs Haupt schlagen, pogromit niederdonnern, betäuben. Die Grundbedeutung von Pogrom ist demnach Ungewitter, Verheerung, Verwüstung. Jetzt versteht man unter Pogrom in der Regel nur noch Judenverfolgung, Judenhetze, Judengemetzel. Verwenden wir also in Rede und Schrift lieber eines dieser deutschen Wörter, als das dem Fremdsprachunkundigen nicht ohne weiteres verständliche russische Wort Pogrom. Ht.

(Sprachecke der Gesellschaft für deutsche Sprache in St. Gallen. St. Galler Tagblatt.)

Deutsche Modewörter. Nid? Nume dünn! Sowieso! Zum Beitrag „Nich?!" in Nr. 5/6 schreibt uns eine Lehrerin aus Bern: Unser „nid wahr?" wird wahrscheinlich von selber verschwinden, wie es von selber kam. Uebrigens sagt man hier in Bern einfach „nid?", und zwar, was das Merkwürdige ist, nicht nur am Schluß, sondern ziemlich in jedem Satz irgendwo, am Anfang, am Schluß, in der Mitte. Ich habe neulich eine kleine Plauderei einer meiner Schülerinnen, die ich unterwegs angetroffen (sie erzählte also ganz von sich aus), unmittelbar nachher aufgeschrieben, eben wegen dieses „nid?", das in ziemlich jedem Satz vorkam (nid, i ha tänkt, i welli der Mama säge, nid, sie wüssi de, was gang, nid? usw.). Eine Zeitlang (es ist jetzt am Verschwinden) hörte man allgemein anstatt dieses „nid", „gället" (gället, i bi halt hungrig gsi, usw.).

Diese Modesachen in der Sprache beschäftigen mich schon lang, und ich habe schon vieles auftauchen, im häufigen Gebrauch und wieder verschwinden sehen. So bringen z. B. unsre Knaben manchmal ganz gelungene Ausdrücke auf, die sich dann bei den Mädchen und bei einem guten Teil der Erwachsenen einnisten, zuerst von den Knaben und dann von den andern wieder aufgegeben werden, um — neuen Platz zu machen. Eine Zeitlang war bei uns auf diese Weise in der Mode: nume dünn, und zwar konnte man es an einem fort hören, ob es paßte (wo in aller Welt konnte es passen?) oder nicht. Ein anderes Modewort war: sowieso. Auf jede Frage, auf ich möchte sagen alles, was man zu einem Schulkind (oder zu einem Erwachsenen) sagte, erwiderte es: sowieso. (Gehst du mit? — sowieso; heut ist's heiß — sowieso; aber auch auf die verneinende und fragendverneinende Form: Diese Beeren sind nicht reif — sowieso; sind diese